Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Gilda [Schluss]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572654

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gilda.

Novelle von **Jakob Schaffner**, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Joseph schüttelt den Kopf, dann entgegnet er:

„Das kann ich morgen am Tag noch genug ansehen. Wer von seinem Platz weggeht, wenn er einmal Feierabend hat, muß ein dummer Kerl oder kein Bahnwärter sein!"

Dann spinnen sie das Gespräch gemächlich weiter, bis Joseph merkt, daß Gilda müde und schläfrig ist. Da steht er auf, klopft seine Pfeife aus, hängt sie an ihren Nagel und sagt:

„So, nun will ich schlafen gehen — Herrgott, die Kuh! Jetzt habe ich völlig die Kuh vergessen —!"

Gilda aber kann ihn beruhigen; denn sie hat auch die Kuh versorgt, so ungewohnt ihren Händen solche Arbeit ist.

Joseph lacht wieder; dann trollt er sich mit einem biedern „Gute Nacht!" hinaus, um sein Heu aufzusuchen. Zuerst schaut er aber doch noch der Kuh nach.

„Ja, da glaube ich schon, daß die keinen Laut gegeben hat," brummt er. „Die hat für acht Tage Futter in der Raufe! Ja gelt, Flecke, heute haben wir beide Festtag. Es ist uns auch etwas zu gönnen."

— Und während er einschläft, stellt er allerhand Betrachtungen darüber an, wie schön es wäre, verheiratet zu sein. Wenn es so bliebe, so würde er sich ein Bett zimmern — Zeit hätte er schon dazu — und es auf dem Heuboden dort in der Ecke unterbringen. Das wäre angenehm, mit dem Bewußtsein einschlafen zu können, daß drunten in der Wohnstube eine Frau weilt, die am Morgen für den Kaffee und am Mittag fürs Essen sorgen wird. Er will dann schon die Kuh versehen und die Hühner schlachten . . . Die Enten haben's auf ihn abgesehen . . . Warum auch nur der Zug die Droschke hinten anhängen hat . . .? Und das Fahnenweib! — — —

Joseph ist eingeschlafen. — —

Frühzeitig am andern Morgen ist Gilda munter. Es ist noch dunkel. Das Wetter hat sich gebessert, und sie will heute weiter wandern. Soeben hat sie das Wasser für den Kaffee übergestellt. Sie weiß so ungefähr die Zeit, wann Joseph erscheinen wird, und möchte ihn mit dem fertigen Morgenimbiß erfreuen. Weil aber keine Milch vorhanden ist, will sie versuchen, ob sie nicht die Kuh melken könne. Andere Frauen können es ja auch, und sie begibt sich getrost mit dem Gefäß und dem Laternchen in den Stall. Sie weiß nichts von einem Melkstuhl. Darum schürzt sie ihre Gewänder hoch auf und kauert neben der Kuh nieder, in der einen Hand den Milchhafen und die andere zum Melken bereit. Am Boden steht das Laternchen. Das Geschäft kostet ihr einige Ueberwindung, und zaghaft ergreift sie endlich einen Strich des Euters. Das sind eben allerdings keine Rosen. — Doch die erhoffte Süßigkeit vermag sie nicht flüssig zu machen. Sie drückt wohl und zieht ein wenig; aber es kommt nichts, und man kann dem Tier doch auch nicht weh tun. Mit einem Seufzer der Enttäuschung erhebt sie sich endlich und verläßt den Stall. So muß sie eben sich gedulden, bis Joseph kommt.

Und der läßt gar nicht lang auf sich warten; denn er hat die Strecke wieder im Trab abgesucht, und nicht alle Tage liegt eine Gilda auf dem Geleise.

Mit einem fröhlichen Morgengruß stampft er in den Wohnraum. Er hat die Pantoffeln an; denn er konnte doch Gilda nicht um seine Stiefel wecken.

Gilda klagt ihm alsogleich ihren Mißerfolg bei der Kuh, und Joseph heißt sie mit einem behaglichen Lachen mitkommen. Er will ihr das Melken beibringen.

Er holt den Melkstuhl, bindet der Kuh den Schwanz am Hinterbein fest, nimmt den Blecheimer zwischen die Knie und beginnt die Striche vorzubereiten. Und dann läßt er mit unverhohlenem Stolz ein paar langanhaltende Milchstrahlen in seinen Kessel sprudeln. Darauf hält er an, den Vorgang zu erklären.

Wie nun aber Gilda noch einmal den Versuch wagt, bringt sie dennoch nichts zustande, bis ihr Joseph endlich die Hand führt und sie lachend mit einander einige volle Züge tun. Dann aber besinnt sich Gilda plötzlich auf ihren Kaffee. Sie eilt davon, um alsogleich mit dem Milchtopf zurückzukehren, den ihr Joseph vorweg füllt.

Und wie Joseph mit dem Eimer endlich nachkommt, steht schon alles reinlich und fertig auf dem Tisch.

Joseph hat seit vielen Jahren nicht mehr so mancherlei geplaudert wie diesen Morgen. Und da er vorläufig nichts Dringendes zu tun hat, setzt er sich nach

dem Morgenessen wieder mit seiner Pfeife in den Lehnstuhl. So früh hat er all sein Leben noch nicht Feierabend gehabt.

Gilda reinigt indessen das Geschirr und besinnt sich, wie sie es vorbringen soll, daß sie heute morgen weiterreisen will. Es fällt ihr ein wenig schwer; denn sie weiß, daß der gute Mensch aus all seinen Himmeln fallen wird. Aber sie könnte ja schon der Schicklichkeit wegen nicht länger bleiben, wenn sie auch wollte. Und sie muß ihren Angelo ehestens wiedersehen.

Nun ist sie mit allem fertig. Joseph lehnt in seinem Stuhl und lächelt in sich hinein. Da tritt Gilda vor ihn hin und sagt schüchtern mit weggewandten Augen: „So, es ist jetzt alles in Ordnung, — und — ich muß nun weiter."

Wie keine Antwort erfolgt, schaut sie auf. Da sitzt Joseph vorgebeugt in seinem Stuhl, hat die Pfeife in der Hand und starrt sie an. Dann, als seine grauen schmucklosen Augen ihren schimmernden Sternen begegnen, nickt er vor sich hin, und ein paar Tropfen rinnen ihm über die braunen Wangen.

„Ja, geh nur!" sagt er nun schlicht und einfach. „Zu mir wolltest du ja ohnehin nicht."

Er erhebt sich, und indem er seine Stiefel anzieht, spricht er weiter: „Aber wenn — wenn der andere dich nicht wollte, so — so komm' wieder zu mir. Hörst du?"

Gilda kann nichts antworten. Josephs stilles Wesen greift ihr zum Herzen, daß sie weinen möchte.

Nun ist sie reisefertig, und mit einem einfachen: „Komm!" begibt sich Joseph mit ihr auf den Weg.

„Sonst verirrst du dich," fügt er noch bei.

Schweigend erreichen sie einen freien Aussichtspunkt. Dort hält Joseph an.

„Hier, den Weg hinunter bis ins Dorf! Dann nur immer dem Wasser nach — —."

Noch stehen sie stumm eine Weile neben einander, bis endlich Gilda mit einem bedrückten Seufzer ihm die Hand reicht. Ihre Stimme zittert, als sie spricht: „So segne Sie denn Gott und die heilige Jungfrau für alle Wohltaten! Ich — ich kann eben nicht anders."

Jetzt wandelt sie zwischen den grauen Felsen hinab. Er aber steht und schaut ihr nach, bis sie seinen Augen entschwunden ist.

Und wie er sich nun umdreht, murmelt er: „Man möchte sich gerade auf die Schienen schlafen legen. Wozu auch lebt man denn eigentlich?"

Dann geht er, seine Strecke wieder abzumessen. Er trabt und lacht aber nicht mehr.

Fünftes Kapitel.

Es galt, über die Niederung des Flüßchens und über dieses selbst mit kühnen Bogen ein Viadukt zu spannen.

In den Leib des grünen Hügels hatten sie zu diesem Zweck eine breite, tiefe Oeffnung gegraben; bis auf seine Wurzel hatten sie hinabgewühlt; denn dort sollte der Fuß des ersten Bogens ruhen.

Mit Brettern und einem Gewirr von starken Baumstämmen sperrten sie die rotbraune feuchte Wunde auseinander, damit sie ungefährdet in der Tiefe möchten zur Grundlegung schreiten.

Ueber dem finstern Erdriß leuchtete im Abendlicht ein Nußbäumchen herab und hinüber. Die Sonnenstrahlen schwellten schräg über das Menschengewimmel hinweg und malten im Flüßchen silberne Spiegel und farbige Glasperlenschnüre den Ufern entlang.

Zwanzig Schaufeln bewegten sich taktmäßig, rastlos um den einen Zweck. Vom Kieshaufen bis zur Grube bildeten sie eine Kette. Bei der letzten Schaufel kam der haltlose Kies als zähverbundener Zement an, um in der Sohle der Grube das Fundament des ersten Pfeilers zu bilden.

Und drunten arbeiteten zehn eiserne Klötze, um die Masse fest zusammenzutreiben und mit dem weichen Mutterboden zu verbinden.

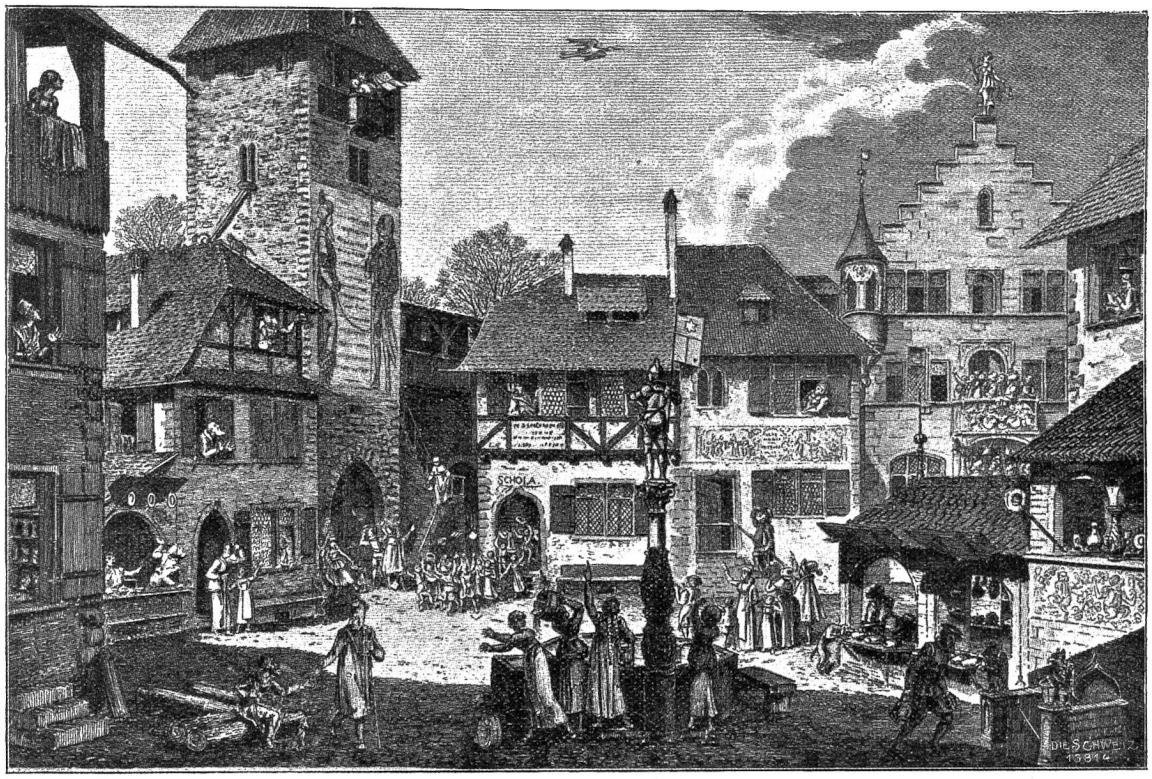
Michelangelo war das Auge, welches das ganze Getriebe überwachte. Eine der Schaufeln war die seines Bruders.

Droben umfächelte der junge Abendwind die Blätter des Bäumchens und bewegte unter dem stillen Sonnenschein ein goldiges und silbernes Wimmeln in der Krone. — —

Das Verhältnis zwischen den entzweiten Brüdern war um nichts gebessert; aber sie schienen sich allmählich daran gewöhnt zu haben. Sie arbeiteten wortlos und äußerlich gleichgültig neben einander, sie gingen auf besondern Wegen nach Hause, wo jeder sein eigenes Zimmer bewohnte. Sie grüßten sich nicht und hinderten sich nicht, sie schienen sich fremd geworden zu sein. Jeden aber verbitterte es, daß sich der andere so gleichmütig über den Zwist hinwegzusetzen vermochte, und keiner wußte vom andern, daß er alle Zeiten und Stunden an der unnatürlichen Tatsache der Verfeindung herumgrübelte. Beiden brannte ein feuriges Bedauern im Herzen, jeder aber lehnte es ab, sich auch nur den Anschein zu geben, solange der andere ihm so kalt begegnete. Ihren Eigensinn hatten sie gemein. An dem hielten sie fest. Es war daher auch gar keine Aussicht auf eine Aenderung vorhanden.

Die Angelegenheit mit Iduna war indessen zum Stillstand gekommen; denn Angelo wagte nun doch nicht, über den ältern Bruder hinwegzuschreiten, so lieb ihm das schöne Weib auch war. Dies war aber kein Moment, ihn milder gegen jenen zu stimmen, und er war auch derjenige Teil, dessen Groll immer wieder neue Nahrung fand und die Kluft eigentlich offen hielt. Er vermochte nicht einzusehen, daß Matteo recht hatte und daß die Zukunft der Brüder mit seiner Leidenschaft auf dem Spiel stand. Tatsächlich war diese Zukunft von der verlockenden Aussicht auf einen Familienstand mit der lieblichen Witwe bei ihm bereits in den Hintergrund gedrängt worden, und er hatte in der letzten Zeit wirklich bloß Matteo zu Gefallen weiterstudiert. Er dachte nur noch an das Heiraten und an die Freuden der Ehe und war durch seine Liebe untüchtig geworden, seinem hohen Ziel weiterhin nachzustreben. Ihm war die Liebe schmeichelndes, schönblütiges, süßduftendes Schlinggewächs, das sich weich um den Fuß des Wanderers schmiegt und seine Sinne mit Duft und Glanz betört, daß er Stab und Felleisen fortwirft und sich, seines Zieles vergessend, in den verführerischen Wohlduft hineinwühlt. Dann umfängt wohl eine holde Betäubung seine Sinne, und er schläft ein, um nimmer zu erwachen. — —

Tagelang waren strömende Wasser herabgequollen.



Ankunft des Storches. Nach einer Zeichnung von Joh. Martin Usteri (1763—1827).

Heute war der erste Tag, an dem wieder gearbeitet werden konnte. Am Morgen hatte man zuerst das Wasser aus der Grube schöpfen müssen, um mit dem Betonieren beginnen zu können.

Die Schaufeln scharrten. Der Kies klirrte. Die Stößel dröhnten in der Tiefe. Das Bäumchen leuchtete. Die Wirbel spielten auf dem Wasser.

Dann und wann bröckelte etwas Erde von den braunen Wänden ab. Sie rieselte heimlich zwischen den Brettern und dem Balkenwerk hernieder. Es begann lebendig zu werden im Hügel. Die Arbeiter gewahrten nichts. Gleichmütig stampften die eisernen Stößel. Schaufel um Schaufel erschien gefüllt am Rand der Grube und verschwand wieder, indessen dumpf drunten und taktmäßig die schweren Massen aufprallten.

Da sprang wie ein eingespanntes Streichholz mit einem wilden Klang ein Balken aus der seitlichen Versperrung heraus, Bretter ächzten, bogen sich und zerkrachten, und über sie hinüber ergoß sich ein brauner Strom der feuchten Erdmasse in die Grube hinab.

Mit einem wirren Geschrei warfen sich die Arbeiter auf, ließen alles im Stich und kletterten mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit an den Leitern und am Balkenwerk hinauf. Getroffen war keiner von ihnen.

Im Hügel war es wieder zur Ruhe gekommen. Das Bäumchen leuchtete, und seine Blätter wimmelten.

Man fragte nach Angelo. Er war nicht unter ihnen. Drunten wimmerte er unter dem ausgesprungenen Balken. Furchtbleich zauderten und zagten die Arbeiter am Rand der Grube. Matteo aber warf dem Bruder ein Seil zu und hieß ihn sich die Schlaufe unter die Arme legen. Denn bereits begann es wieder zu bröckeln und zu rieseln.

„O Santa Maria! Ich kann nicht! Ich kann nicht!" klang es aus der Tiefe herauf, daß es die Männer kalt überlief.

Und das Sperrwerk ächzte, und das Bäumchen zitterte. Der und jener Balken begann sich knirschend zu drehen. Mit einem Sprung setzte Matteo in die Grube hinab, und während das Bäumchen sich langsam vornüber neigte und die Wände dumpf dröhnten, setzte er den verwundeten Bruder sorgsam auf ein Brett, das er durch die Schlaufe des Seiles gezogen hatte; dann band er ihn an dieses selbst fest, indessen schon die ersten Erdklöße auf seinen Rücken herabstürzten. Droben konnten die Männer kaum das Zeichen zum Aufziehen erwarten, und ruhig ließ Matteo endlich sein „Auf!" ertönen.

In der Höhe schwebte Angelo, und Matteo überzeugte sich zuerst, daß er glücklich hinaufgelangte, ehe er selber sich der Leiter zuwandte.

Das Balkenwerk krachte und stob mit eins auseinander. Die Wände schwankten und drehten sich. Des Bäumchens leuchtender Wipfel sauste herab und verschwand im wirbelnden Chaos. Nun ein Brüllen und Donnern und Dröhnen, daß der Boden erzitterte. —

— Und als alles zu Ende war, schien die Sonne freundlich über das braune Geröll. Und in dessen Mitte stand mit eingeklemmtem Wipfel das Bäumchen, und sein Wurzelwerk starrte trostlos zum lächelnden Himmel hinauf. — —

Stumm und bleich schauten die Männer auf die Verwüstung. Wenn ihnen selbst auch keinerlei Nachteil daraus erwuchs, tat es ihnen doch leid, vernichtet zu finden, was sie mit Freuden unter ihrem Fleiß hatten entstehen sehen.

Da trat mit blutendem Haupt Matteo zu ihnen,

und als er Angelo noch daliegen sah, schalt er die Männer um ihrer Untätigkeit willen. Eilends verfertigte er mit ihrer Hilfe eine Bahre Und als er den Bruder darauf gelegt hatte, haschte dieser nach seiner Hand. Dann winkte er ihn zu sich herab, um ihm etwas ins Ohr zu sagen. Er brachte aber nichts hervor als ein unverständliches Röcheln. Sein heißer Händedruck jedoch, sein leuchtendes Auge und das Lächeln, das über die blassen Züge glitt, sagte dem erschütterten Bruder alles. —

Dann hoben vier Männer die improvisierte Bahre auf ihre Schultern, und so trugen sie den schönen bleichen Mann in die Stadt zurück. Mit blutigem Haupt schritt der Bruder neben ihm her. Wo sie vorbeikamen, blieben die Leute von Mitleid bewegt stehen. Und die sahen, wie der Jüngling dem blutigen Bruder wieder und immer wieder die Hand zum Druck hinabreichte, wischten sich eine Träne der Rührung aus den Augen.

Dann begannen die Abendglocken zu läuten. Es war Feierabend, und allenthalben traten die Menschen vor ihre Häuser hinaus. Und unter feierlichen Glockenklängen schwankte die Bahre durch die Straßen, verschwand sie im Haus der schönen Iduna und trugen die Männer dieser den schwerverletzten Geliebten zu. — —

Sechstes Kapitel.

Mit geschlossenen Augen liegt Michelangelo auf seinem Lager. Es ist Nacht, und er ist allein. Matteo liegt selbst an seiner Wunde darnieder. Iduna hat sich auf einen Augenblick zurückgezogen. Der Arzt ist hier gewesen und hat für Angelo keine Hoffnung gegeben, und darum muß sie nun weinen.

Träumerisch ahnungsvoll dämmert das Lichtchen auf dem Nachttisch. Das ganze Haus ist still. Draußen schweigt auch die Welt, und ebenso träumerisch ahnungsvoll blicken die Sternenaugen auf die Schlafende hernieder.

Etwas lebt in der Nacht. Es haucht, es raunt, es schwebt unter den Sternen her, es zieht fern vorüber, kehrt wieder, entschwebt, naht — verflüchtigt. Es lächelt, es weint, es tröstet, es schmeichelt; es bedrückt, beseligt, beengt, befreit — und schläfert endlich mit heilig süßem Wiegengesang alles miteinander ein.

Leise stöhnt der Wunde vor sich hin. An den Wänden bewegen sich weiche, freundliche Schatten. Ein schwacher Schein leuchtet im Zimmer auf und erlöscht wieder: eine ferne Sternschnuppe — —.

Tief in den Kissen liegt das bleiche Haupt. Tief in der Dämmerung die reisefertige Seele, und Sternschnuppen leuchten immer häufiger und farbenschöner über verhüllten Gestaden auf.

Nur noch undeutlich erkennt der trübe Blick die Gegenwart; neblige Gestalten schiffen stumm vorbei; bekannte Gesichter leuchten leise auf, grüßen und verbleichen wieder. Das blasse Antlitz verrät aber nicht mehr, welcherlei Anteil die Seele noch daran nimmt.

Und immer tiefer dämmert das Leben zwischen stillen, weichen Finsternissen hinab. Noch einmal ist es ihm, als werde es heller über ihm. Langsam öffnet er die Augen. Gildas liebes Gesicht neigt sich über ihn. Sie ist in letzter Stunde noch gekommen. Er hat sie lange nicht mehr gesehen, diese dunkeln Augenlichter mit den Goldstrahlen. Die Lider fallen ihm wieder zu; aber es ist hell geworden in ihm. Das sind die Sonnenlichter Italiens. Seine Fahrt wird rascher. Ueber sich hört er die traute Stimme sagen: „Nun ist er gestorben!“ Dann umfängt ihn ein mildes Weinen. Ein großes, weites Lächeln öffnet sich vor ihm. — — — Michelangelo ist nicht mehr. —

— — An seinem Sterbelager sitzen die beiden Frauen, die ihn im Leben so lieb gehabt.

An den Wänden bewegen sich immer noch die freundlichen weichen Schatten. Einer davon ist der Michelangelos. —

Siebentes Kapitel.

Nun wohnt Gilda im Haus Idunas und betreibt ihr altes blühendes Gewerbe.

Matteo geht wieder seiner Arbeit nach. Er ist an seines Bruders Stelle getreten, und bereits ist unter seiner Leitung der erste Bogen des Viaduktes aus der Unglücksstelle emporgewachsen.

Er hat sich gefaßt und verfolgt still das Ziel weiter, das den Brüdern gemeinschaftlich zu erreichen nicht gewährt war.

Die drei Menschen haben inzwischen Zeit gefunden, das Vergangene einander in seinen innern Zusammenhängen aufzuklären. Iduna und Matteo haben sich darauf in stillem Einverständnis die Hände gereicht. Sie sind keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, wie sich ihr ferneres Leben gestalten möchte. Angelos Andenken lebt viel zu strahlend in Idunas Seele, als daß ein anderer Mann ihn bei ihr zu ersetzen vermöchte. Und wenn auch Matteo seinen Schwur nicht getan hätte, so hätte allein der Todesschauer, den seines Bruders Schicksal ihm um das schöne Weib gewoben hat, ihn von Iduna ferngehalten. Sie sind aber treue Freunde geworden.

Gilda allein vermag sich nicht mehr im Leben zurechtzufinden ohne ihren Leitstern Michelangelo. Sie sehnt sich nach jenen Gefilden, wo ihr Herz den Seligen ahnt.

Nur in einem hat sie einen eigenen Willen gezeigt. Sie gestattet der Witwe in keiner Weise, irgend etwas für Angelos Grab zu tun. Angelo gehört ihr. Sie will ja gerne sein Andenken mit andern teilen. Seine Ueberreste aber und seine Ruhestätte sollen das Eigentum derjenigen sein, die durch seine Umarmung sein Weib geworden ist.

So hat sie aus ihrem bescheidenen Verdienst ihm einen Grabstein gesetzt, und so verwendet sie nun auch alle übrigen Mittel für Blumen, sein Grab zu schmücken. Es ist keine Ruhestätte vornehmer und geschmückter, als die Michelangelos.

Trauernd beobachten wohl die Freunde ihr stilles Treiben und ihre zunehmende Abgeschiedenheit. Doch Gilda beantwortet alle Ermahnungen mit demselben Lächeln, demselben Kopfschütteln und demselben freundlichen: „Laßt mich doch! Mir ist ja wohl so.“